

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Mit den Badenern von Mülhausen bis in die Champagne

Körner, Friedrich T.

München, 1917

3. Die Schlacht zwischen Metz und Saarburg

urn:nbn:de:bsz:31-34456

Die Schlacht zwischen Metz und Saarburg.

In zahllosen Zügen rollte das Armeekorps von Süden nach Norden. Niemand ahnte, wohin uns das Schicksal führen würde.

Es war ein Sonntag. Wir wußten, daß wir nach dieser ersten siegreichen Schlacht nochmals durch unsere badische Heimat, durch deutsche Gaue fahren würden. So mancher hat uns auf dieser Fahrt schon gefehlt und hat nicht mehr das Läuten der Glocken gehört, das aus den Dörfern, an denen wir vorbeifuhren, an unser Ohr klang. Wie lange hatten wir das nicht mehr gehört? Doch erst eine Woche! Und doch schien es uns schon namenlos lange her, weil ungeheure Erlebnisse, neue Eindrücke, die niegekannten Schrecken des Krieges die Zeit wesenlos erscheinen ließen und alles Vergangene ins Endlose verschwand.

Wir fuhren durch Deutschland! Auge, trinke die ganze berauschte Schönheit der Heimat noch einmal, sei dankbar, daß du sie noch einmal schauen, noch einmal grüßen darfst! Grüße die wogenden, goldenen Felder, grüße den deutschen Wald, schaue den Menschen in das Herz, die dort überall stehen und winken und uns zuzubeln und jauchzen. Sieh, wie ihre Wünsche zu uns herüberfliegen, wie sie bitten und beten für uns, und wie sie auch daheim kämpfen und siegen werden.

Das alles sahen wir noch einmal auf dieser Fahrt. Sie tat uns wohl. Es war ein wunderbares Ausruhen

der Nerven, ein Nichtdenkenbrauchen nach all den ersten Eindrücken und Anstrengungen des Krieges. Je weiter wir kamen, um so mehr wuchs die Spannung. Wo kamen wir nun hin?

Endlich sind wir am Ziel. Tiefe Schluchten, hohe Wälder. Es muß um Saarburg herum sein, wo wir halten und ausgeladen werden. Hier laufen unzählige Schienen zusammen, zahllose Züge treffen an den langen Militärrampen ein. Infanterie, Artillerie, Kavallerie ist da, Pferde werden ausgeladen, Munition, Verpflegung, Heu und Stroh liegt in haushohen Bergen aufgetürmt. Die Armee wird hierher geworfen, aber auch für alle ihre Bedürfnisse ist gesorgt. Es fehlt nichts, es hungert keiner.

Dann folgte wieder Marsch durch deutsches Reichsland. Elsaß hatten wir vom Feinde befreit, nun sollten wir auch Lothringen mit deutschem Blute weihen. Wir ritten in scharfem Trabe vor, an langen Infanteriekolonnen vorbei, die sich an diesem kühlen Augusttage froh und frisch vorwärtsbewegten.

31 Unser Divisionsstab befand sich in einem Gehöft, das an der großen Straße Pfalzburg—Saarburg lag. Es war ein schönes, geräumiges Anwesen, mit großen Stallungen und herrlichen Obstgärten. Die Besitzer waren freundliche Bauersleute. Die Frau und die Töchter waren Tag und Nacht auf den Beinen, halfen überall, kochten in großen Kesseln Kaffee und schürten das Feuer in der Küche, die sich bald in ein buntes Feldlager verwandelte. Diese braven Leute waren unendlich hilfsbereit. Sie gaben ihre Matratzen her, sie holten alles aus Küche und Keller, was sie hatten. Sie waren treu

und deutsch bis ins Herz hinein. In der vorderen Stube befand sich der Divisionsstab, dort lagen große Karten auf den Tischen, man arbeitete oder schlief, wie es gerade die Zeit und die Lage erlaubte. In der hinteren Stube fanden sich allmählich alle möglichen Stäbe, Ordonnanzoffiziere, Ärzte ein. Man saß beisammen, rauchte und ließ sich an einem Stück Brot und einer Konservenbüchse genügen. Man sprach nur über die Lage. Wir erfuhren, daß unsre tapfere Bayern schon über die Grenze nach Frankreich hinein vorgestoßen waren und, durch starke Kavalleriemassen verschleiert, den Gegner in beträchtlicher Stärke auf sich gezogen hatten. Bei langsamem Zurückweichen waren starke französische Kräfte gefolgt und hofften nun wohl, in ihrer Überlegenheit vernichtend in Deutschland einbrechen zu können. Wir erfuhren nun, daß die Armee des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, zu der wir gehörten, diese Absicht vereiteln sollte, und daß wir nach beendeter Versammlung unsererseits die Franzosen angreifen würden. Die Stimmung war daher ausgezeichnet. Zwar galt es noch einige Tage Geduld. Wir mußten zunächst Stellungen ausbauen und beziehen. Das gab nun wieder mühevollen Tage und Nächte. Ununterbrochen ging strömender Regen nieder, auch in der Nacht hielt er erbarmungslos an. Für unsere braven Leute fingen wieder schwere Stunden an. Unermüdet wurden Stellungen ausgehoben; es schnitt einem ins Herz, wenn man über die noch wogenden Kornfelder, die nun nicht geerntet werden konnten, die schweren Geschütze fahren und Pferdehufe stampfen sah. Auch prächtige Obstbäume konnten wir nicht schonen: wir mußten

freies, weites Schussfeld schaffen, um ein weiteres Vordringen des Feindes an dieser Stelle zu brechen.

Unaufhörlich rieselte der Regen. Er hatte schon alle Kleidungsstücke durchnässt, nichts bot mehr Schutz. Der Boden war lehmartig aufgeweicht, er wurde die Lagerstätte für die unzähligen feldgrauen Soldaten, die dort grabend sich mühten, für alle die Pferde, die unter freiem Himmel als treue Gefährten des Menschen sein Los teilten.

Wohl ist solch ein Bild rastloser Arbeit und unbeugsamer Energie ein stolzer Anblick. Aber schon hier beginnt in dem einzelnen Menschen das Ringen mit sich und seinem Pflichtgefühl: dieses gebieterische Muß, obwohl die Kräfte oft zu versagen scheinen. Aber da stützt wieder jeden einzelnen Mann der Kamerad, die Gesamtheit, die Masse. Da hilft ein frohes Wort, ein lustiges Lied über manches hinweg, und die Freude am Gelingen des großen Ganzen, die Hingebung des einzelnen für das Ganze, die Gewißheit, daß alles notwendig ist und ertragen werden muß, lassen auch in jedem Soldaten das Bewußtsein stark werden: du mußt deine Pflicht tun, dann nur sind Erfolge möglich!

So begann auch hier ein unermüdliches Graben. Es war das eigentlich etwas Neues für den deutschen Soldaten, obzwar es auch im Manöver geübt war. Das frische, fröhliche Angreifen auf offenem Felde, Auge in Auge mit dem Feinde, war weit mehr nach unserem Geschmack. Aber alles fand sich schnell in die neue Arbeit, weil sie sein mußte. Da entstanden überall die ersten Schützengräben, noch einfach, wie sie damals her-

gestellt wurden, da wurden Geschützdeckungen und Beobachtungsstellen ausgehoben und mit Laubwerk gegen Flieger verkleidet.

Auch unser Stab buddelte sich ein. Wir hatten unseren Beobachtungswagen dicht neben eine Batterie geschoben und konnten, die Leiter hoch in einen Baumwipfel geschraubt, das ganze Vorgelände prächtig überschauen. Man sah dort überall feldgraue Menschen hin und her eilen, ein Gewirr wie in einem Ameisenhaufen, und doch alles wohlgeordnet. Da grub vor uns eine Kompanie, eine andere fällte Bäume, einzelne Gruppen holten Essen und Munition, Fuhrparkkolonnen mit Stroh und Hafer zogen durch die Dörfer, Verpflegungskolonnen folgten ihnen, hier sah man den Rauch einer Feldküche aufsteigen, dort wurde bei einer Batterie ein Schlachtfest auf freiem Felde abgehalten. So wechselte das Bild unaufhörlich. In der Ferne aber sah man deutlich Saarburg mit seinen vielen Kasernen liegen, sah die Höhen vor der Stadt, über die die Franzosen einmal wohl kommen mußten. Dorthin aber waren unsere Kanonen gerichtet, dorthin starrten unablässig suchend zahllose Augen. Dort sollte die erste große offene Feldschlacht dieses Krieges stattfinden.

Über unserem Beobachtungswagen hatten wir Zeltbahnen ausgespannt, innen wurde Stroh ausgebreitet, und als es dunkel wurde und der Regen immer noch unaufhörlich rann, schien es uns fast gemütlich in dieser Behausung. Aber lange dauerte die Herrlichkeit nicht. Das Stroh wurde feucht, die Erde kalt, es regnete überall durch, und man zitterte vor Kälte und Nässe

an allen Gliedern. Um 1 Uhr nachts lärnte es draußen vor dem Zelt. Man war froh, endlich die Glieder rühren zu können, und wir gingen hinaus, um uns Bewegung zu verschaffen. Es war eine klare Mondnacht, die Wolken hatten sich zerteilt, es mußte einen schönen Tag geben. Draußen war die Verpflegung eingetroffen. Welch eine Freude! Gab es doch endlich wieder Brot und Speck und Kaffee. Diese Ausichten elektrisierten uns alle. Die Lebensmittel wurden verteilt, und noch in der Nacht gingen die Köche der Batterien daran, alles herzurichten, um gleich zum frühen Morgen warmen Kaffee für die Geschützbedienung und die übrigen Leute zu haben.

Ein prachtvoller Tag stieg herauf. Es war alles schon früh auf den Beinen. Keiner hatte mehr Ruhe. Heute mußte sich doch einmal etwas ereignen. Nun lagen wir hier schon tagelang umher, es mußte doch jetzt ein Vorwärts kommen. Grauer, nasser Nebel lag über den weiten Tälern und Höhen. Man konnte nicht 300 Meter weit sehen. Alles wie tot und still. Langsam, zerrissen durch einzelne Sonnenstrahlen, zerteilt sich der Nebel. Unsere Infanterie sehen wir jetzt. Sie liegt wie am Tage vorher vor uns, auf den Geländewellen eingegraben. Kein Schuß fällt, es ist fast feierlich still da vorne. Immer höher steigt der Tag herauf. Gegen 8 Uhr vormittags ist es hell und klar, ein blauer Sommerhimmel, eine strahlende Sommersonne: ein richtiger Angriffstag! Gespannt suchen wir das Gelände ab. Da, um 9 Uhr vormittags, haben wir etwas Lebendes, Bewegliches im Glase. Und fast wie ein Jubelschrei klingt die Stimme

des Beobachters oben im Baum zu uns herab: „Dort auf den Höhen sind starke Kavalleriemassen deutlich zu erkennen.“ Wirklich: sie stehen dort ganz frei, ungedeckt, massiert, etwa drei bis vier feindliche Schwadronen. Es müssen Franzosen sein. Unsre eigene Kavallerie kann es nicht sein. Oder doch? Bange Zweifel, bange Fragen! Aber je klarer der Tag wird, desto deutlicher schimmern zu uns die blanken Kürasse und die leuchtenden Helme der französischen Kavallerie herüber. Jetzt sieht man es deutlich durch das Glas: es sind französische Kavalleriemassen, auch Artillerie ist darunter. Die Masse da drüben scheint leblos, unentschlossen, sie ahnt nicht, daß wir auf der Lauer liegen, und daß in einigen Minuten Tod und Verderben sie zerstreuen wird. Eine jagende Meldung geht an die schwere Artillerie ab, die hinter uns steht. Auch sie hat das Ziel erkannt. Die langen Geschütze werden schon gekurbelt, im Begreiten höre ich, wie die Entfernungszahl 7000 Meter durch den Fernsprecher gegeben wird. Dann löst sich mit donnerndem Krach eines dieser Riesengeschosse und fauchend fliegen die ersten Grüße zur französischen Kavallerie hinüber. Es ist der Auftakt zu der großen Schlacht zwischen Metz und Saarburg!

Unsere schwere Artillerie mußte zu treffen. Sie lichtete die französischen Kavalleriemassen da drüben fürchterlich. Es gab beim Feind ein maßloses Durcheinander, einen Wirbel von Menschen und Pferden und Staub. Die französische Batterie — es war eine leichte — bemühte sich in Stellung zu kommen. Schüchtern suchte sie ihre deutschen Schwestern, schüchtern tastete sie

im Gelände umher, tapfer hielten ihre Kanoniere dem schweren deutschen Feuer stand. Aber das dauerte nicht lange. In wilder Flucht wurden ihre übriggebliebenen Teile von der Kavallerie mitgerissen und alles, was verschont blieb, rettete sich hinter die Höhen.

Nun war aber auf der ganzen Front, so weit wir nur sehen konnten, die Schlacht entbrannt. Sie tobte besonders heftig um Saarburg. Dort versuchten zahllose französische Infanterie- und Artilleriekolonnen die Höhen zu überschreiten. Deutlich sah man sie immer wieder vorstürmen, Deckung suchen, dann wieder vor dem mörderischen deutschen Artilleriefeuer zurückfluten. Unsere Artillerie setzte Treffer auf Treffer in die feindlichen Kolonnen und Reihen. Es war fast wie ein prachtvolles Schauspiel, was sich dort oben abspielte. Die Schlacht um Saarburg wütete bis in den Abend hinein. Bald stand die Stadt in Flammen und steckte lohende Fackeln auf, die grauig schön über das Schlachtfeld leuchteten.

Fast bewundernd hatten wir diesem gewaltigen Hin- und Herwogen, dem ungeheuerlichen Artilleriekampf zugehört, der auf unserem rechten Flügel, bei unsern bayerischen Kameraden, entbrannt war. Wir lagen, erschöpft von den Anstrengungen und Aufregungen des neuen ersten Schlachttages, auf unserem nassen Stroh. Ab und zu flammten da drüben wieder Artilleriekämpfe auf und kurzes Infanteriefeuer schlug zu uns herüber. Auch wir waren alle auf der Wacht und jeden Augenblick bereit, vorzurücken. Wir gedachten in stillen Erzählungen alter Zeiten, die Tage von Mars-la-Tour

und St. Privat, die unsere Väter vor 44 Jahren an diesem Tage erlebten, standen uns lebhaft und hoffnungsfroh vor Augen!

Und nochmals wurde unsere Geduld auf eine harte Probe gestellt. Der nächste Tag brachte neue Gefechte bei Saarburg. Die Kampftruppen des Gegners hatten die Vortruppen, mit denen am Tage vorher die Schlacht entbrannt war, erreicht und sich mit ihnen vereinigt. Die französischen Korps waren nun erst vollzählig zur Stelle, ihr Aufmarsch war beendet, sie waren bereit, die Schlacht anzunehmen. Und so begann am 20. August unser Angriff.

Um 7 Uhr morgens kommt der Befehl. Da geht durch die ganze Riesearmee ein Wille, ein Wunsch, eine Tat. Da erheben sich die Infanterielinien, da rücken die Geschütze vor, die Munitionskolonnen folgen, ein endloses Vorwärtsfluten nach Frankreich hinein hebt an. Es ist 9 Uhr vormittags. Durch Sumpf und Morast haben sich unsre Batterien ihre Wege nach vorwärts gebahnt. Das Dorf Kieding ist die Marschrichtung. Das Dorf brennt, es kracht dort überall, feindliche Schrapnells schlagen ein, Infanteriegeschosse sausen einem um die Ohren. Ein bayerisches Infanterieregiment liegt im Dorf und hat es zur Verteidigung stark ausgebaut. Aber nun denken wir alle nur noch an den Angriff. Unsere Infanterie ist schon weit vorangekommen, also gibt es kein Säumen. Die Batterien eilen vor, in der Richtung auf das Dorf Bühl. Wo sie in dem heftigen feindlichen Granatfeuer, das auf den Straßen liegt, nicht geschlossen hindurchkommen können, geht es ge-

schützweise, im gestreckten Galopp, durch den Granatregen hindurch. Nun kommt ein Geschütz, eine Batterie nach der andern in Stellung. Hinter einem Bahndamm stehen sie, verdeckt. Vor uns liegen Infanteriegruppen, an den Abhängen des Bahndammes, es sind Unterstützungstrupps, die auf das Vorgehen warten. Wir stehen mit dem Regimentsstab hinter dicken Eisenbahnböhlen, oben auf dem Damm. Eine Granate nach der andern segt jetzt über unsere Köpfe hinweg: sie zerfetzen die Telegraphenleitungen, die dem Bahndamm entlang laufen, sie fahren in die Gleise und suchen unsere tapfer feuernden Batterien. Diese selbst nehmen das Dorf Bühl unter Feuer, so weh es auch tut, deutsches Eigentum zu zerstören. Aber das Dorf war angefüllt mit zurückflutenden Franzosen, war verstopft mit Fahrzeugen, vor allem hatten die Franzosen Maschinengewehre auf dem Kirchthum des Dörfchens und setzten damit unserer angreifenden Infanterie heftigen Widerstand entgegen. Da konnte nur rücksichtslose Beschießung helfen.

Das Korn stand gelb und goldig um das Dorf, manns hoch stand es. Unsere Infanterie benutzte es als Deckung, und man sah ihr sprungweises Vorgehen an dem Bogen des Getreides. Erkennen konnte man keinen Mann, nur hier und da erschien eine Helmspitze und zeigte der Artillerie an, wie weit der Angriff vorgetragen war.

Es war ein erbittertes Ringen um das Dorf Bühl und die Höhen bei Saarburg. Aber nun gab es doch wenigstens ein unaufhaltsames Vorrücken. Rechts von uns griffen die Bayern ein, unsere Infanterie selbst

blieb im ununterbrochenen Angriff. Die Batterien folgten. Es war bald keine einheitliche Befehlsführung mehr vorhanden. Es handelte jeder selbst. Wer mit den Geschützen vorrücken konnte, tat es. Unsere Batterien blieben in einem ununterbrochenen Stellungswechsel. Wir beobachteten das Schießen einer Batterie, die hinter einer dichten Hecke verborgen stand und die Gegend um Saarburg vom Feinde zu säubern hatte. Da hatte sich der Feind in Häusern, einzelnen Gehöften, in den Kasernen und hinter Kasernenmauern eingenistet. Überall sah man dort Bewegung. Da wurde mit Granaten ausgeräuchert. Und bald saß eine Lage nach der andern mitten in der feindlichen Besatzung, die sich dort nicht halten konnte, sondern Deckung suchend ihre Stellungen verließ.

Ein heißer Kampf tobte auch an diesem Tage noch um den Exerzierplatz der Garnison Saarburg und um das Dorf Bühl. Eine französische Batterie hatte sich auf den Exerzierplatz eingeschossen und belegte ihn mit einem derartigen Feuer, daß unsere Infanterie trotz todesmutigen Vorstürens nicht einen Schritt Boden zu gewinnen vermochte. Diese französische Batterie übersah das ganze Gelände und war trotzdem nicht aufzufinden. Am nächsten Tag aber fanden wir ihren Standort. Sie hatte ihre Stellung hinter den Wällen eines Kanals, wo sie unmöglich zu entdecken war. Ihre Stellung war ein wüstes Chaos: unzählige Hülsen von Geschossen lagen dort, die sie in rasendem Schnellfeuer über das Gelände ausgeschüttet hatte; dabei fanden wir zahllose weggeworfene Tornister, Ausrüstungsstücke, zerschossene Munitionswagen

und grauenhaft zugerichtete Verwundete, die die Franzosen hatten zurücklassen müssen. Es war kein schöner Anblick, aber doch erfüllte es uns mit Genugthuung, daß wir dieser Batterie, die so viele unserer tapferen Leute außer Gefecht gesetzt hatte, auch Schaden zugefügt hatten.

Von uns waren gegen 7 Uhr abends einzelne Geschütze an den Dorfrand von Bühl in Stellung gebracht. Das Dorf war vollgestopft mit Munitionswagen, Reitern, Meldegängern, Infanterie und Stäben. Es war ein unbeschreibliches Durcheinander, als jetzt von allen Seiten Geschosse einschlugen. Bald brannten die Häuser, haushohe Flammen und schwelender Qualm schlugen aus den Scheunen empor und machten das ganze Dorf zu einer Hölle. Plötzlich hörten wir von allen Seiten Rufe: Sie kommen, sie kommen! die Franzosen greifen an! Und bei dem Einschlagen der Geschosse, dem Rasen des Schnellfeuers, dem Rattern der Maschinengewehre ist eine Verständigung nicht mehr möglich. Nun handelt jeder für sich. Unsere Infanterie stürmt zwischen den Geschützen hindurch und wirft sich weit überlegenen französischen Kräften entgegen. Jedes Geschütz richtet, schießt in die Massen hinein. Die Maschinengewehre nehmen Stellung neben uns und finden ihre Ziele. Der Angriff wird abgeschlagen. Die Franzosen wollten sich des Dorfes wieder bemächtigen und ihren Batterien Zeit verschaffen, abbauen zu können. Denn nun wird es ruhig beim Feinde. Seine Artillerie ist plötzlich verstummt, seine Infanterie hat schwere Verluste erlitten. Inzwischen ist es dunkel geworden. Ein kalter, nasser Augustabend ist angebrochen und müde, und ermattet aber doch sieges-

gewiß, verbringen wir diese Nacht auf blutgetränktem deutschem Boden.

Die Nacht wird im Kriege zum Tage. Es beginnt ein unaufhörliches Hin- und Herreiten, Befehle sind zu übermitteln und vorzubereiten, Vorsorge ist zu treffen für den kommenden Tag! Da fahren vor allem die Munitionskolonnen vor, die Truppen müssen Verpflegung erhalten und die durcheinander gekommenen Verbände neu geordnet werden. So war es auch hier. Obwohl der Tag Sieg und Fortschritt auf der ganzen Linie gebracht hatte, so hatte er doch auch ungeheure Anstrengung aller Kräfte gefordert. Nun trat bei allen der Rückschlag ein. Die Ermüdung, der todähnliche Schlaf, Hunger und Durst, die Erregung der Nerven, das alles legte sich lähmend auf Körper und Geist, und in den paar Stunden Schlaf, die uns auf nassem Gras, unter einem trüben Himmel umfingen, jagten sich die Bilder dieses Schlachttages: die Verwundeten und Toten, das Vorstürmen zum Angriff, das stundenlange Ausharren im Sattel, der Galopp durch Granatfeuer, die brennenden Dörfer, das Hin- und Herwogen des Kampfes, das Lärmen und Heulen der todbringenden Geschosse.

Es war ein unbeschreiblicher Siegeszug nach Frankreich hinein, unbeschreiblich dieses Gefühl in den Herzen: wir führen Deutschlands Heldenschwert, wir schlagen eine fliehende Armee, wir sterben und leben für unser Vaterland! Eine unbeschreibliche Lust und Freude, ein trunkenes, nie gekanntes Gefühl: Sieg, Sieg! Das ließ alle Anstrengungen und Entbehrungen immer wieder vergessen. Und wenn man glaubte, nicht mehr vorwärts

zu kommen, im Sattel nicht mehr sitzen zu können, den Hunger nicht mehr zu ertragen: so gab jeder neue Erfolg, jeder Schritt Boden, der gewonnen wurde, wieder neuen Mut und neue Hoffnung. Keiner, der diese gewaltige Lothringer Schlacht miterlebt hat, wird die Stimmung und Siegesfreude, die uns den Schwung und den Willen zum Sieg gaben, jemals vergessen. Wohl trat jedem der Mitkämpfer schon damals die Furchtbarkeit und das ganze Elend des modernen Krieges vor Augen. Gerade jene Tage nahmen uns die besten Freunde und Kameraden, Menschen, mit denen man jahrelang nebeneinander gegangen war und denen wir nun niemals wieder in die Augen sehen werden. Diesen Gedanken konnte man aber nur Augenblicke lang nachhängen. Es durfte keine Hemmung, keinen Aufenthalt, keine seelische Erschütterung geben, sondern nur einen Willen und eine Tat: Vorwärts, an den Feind!

Unter dieser Losung entschied sich diese ungeheuere Feldschlacht zu unseren Gunsten. Sie war das Ergebnis und der Erfolg langer, mühsamer Friedensjahre, in ihr bewährte sich der Geist, der von jeher deutsche Soldaten beseelt hat, die Forderung, die unbeugsam selbst in dem schlichtesten Musketier lebt: den geschlagenen Feind zu verfolgen, so lange noch ein Hauch in Mann und Ross vorhanden ist.

Und die nächsten Tage haben wir den Feind verfolgt, sind seinen Marschstraßen nachgegangen, die übersät waren von eilig geworfenen Sachen, haben ihm Geschütze und Tausende von Gefangenen abgenommen,

wo immer er sich stellte. Es war eine unvergeßliche Verfolgungsschlacht. Man fühlte in ihr mit Überzeugung, daß Angreifen und Verfolgen dem deutschen Soldaten tief im Blute liegt. Verteidigung, vor allem aber der Stellungskrieg, wird für uns immer nur ein Notbehelf sein, um weit überlegenen feindlichen Massen Einhalt zu gebieten. Das sittliche, überlegene Element in jedem Kriege liegt im Angriff, und im Angriff hat sich der deutsche Soldat auch jetzt allen seinen Gegnern weit überlegen gezeigt.

Es war in jenen Augusttagen ein heldenhafter Kampf auf beiden Seiten. Die französischen Nachhutten hielten bis zum letzten Mann stand, vor allem opferten sich ganze Batterien, um der Infanterie das Fortkommen zu ermöglichen. Diese Batterien schwiegen erst, wenn die ganze Bedienung kampfunfähig war und unserer stürmenden Infanterie nicht mehr standhalten konnte. Schon damals merkten wir, daß wir es mit einem ebenbürtigen Gegner zu tun hatten, den allerdings mehr blinder Haß und Fanatismus befähigte, bis zum letzten Widerstand auszuhalten, als persönliche sittliche Überzeugung von der tiefen inneren Notwendigkeit dieses Krieges.

Wir sahen an jedem Tage und in jeder Stunde neue Heldentaten unserer Soldaten. Wir fühlten ihren Geist, ihre Werte, ihre selbstlose Hingabe. Nur in ihrer Mitte, unter ihnen selbst, erlebt man diesen Krieg wahrhaft echt und tief.

Ich denke an jenen Befreiten. Er war Landwehrmann. Er hatte im Frieden an den Festungsarbeiten

um Belfort sein Brot verdient. Zu Beginn des Krieges war es ihm noch gelungen, über die Grenze zu kommen. Nun zog er als deutscher Kanonier mit hinaus. Er war treu und zuverlässig, nie verließ er sein Geschütz. Bei Nacht sah ich ihn einmal, bei strömendem Regen, nur in eine Zeltbahn gehüllt, unter seinem Geschütze liegen. Ich fragte ihn, warum er nicht bei den Kameraden im Zelte liege. „Ich kann nicht von meinem Geschütz lassen,“ war seine Antwort. Er stand auch an jenem verhängnisvollen Abend in Bühl an seinem Geschütz. Schon schien es verloren, die Franzosen stürmten in dichten Massen vor, es waren schon etliche Leute der Bedienung verwundet. Man wollte wenigstens das Geschütz retten und es noch zurückzubringen versuchen. Aber der Gefreite wollte es nicht, er war ja noch da, er konnte richten, laden und abziehen. Und unerschrocken saß er da und schoss mit seinem Geschütz, daß der Lauf heiß wurde. Und er hat es nicht verloren, sondern durch sein Aussharren den anstürmenden Feind zum Stehen gebracht. Auch später hat er sich treu gehalten und war immer voller Witz, alle andern anfeuernd und erheiternd, immer hilfsbereit, immer auf dem Posten. Und als später — vor Toul — schweres Granatfeuer in die Batterie einschlug und Deckung für alle Bedienungsleute befohlen wurde, da wollte er sein Geschütz noch immer nicht verlassen, sondern suchte unter seinem Schuttschilde Deckung. Und hier starb er den treuesten Heldentod. Wir begruben ihn neben seinem zertrümmerten Geschütz.

Ich denke an jenen Batterieführer. Es war auf den

Höhen bei St. Pole. Unsere Infanterie kam nicht vorwärts, weil einzelne, verdeckt stehende Geschütze des Feindes das ganze breite Thal beherrschten, das unsere Infanterie zu durchschreiten hatte. Sie bat um Artillerieunterstützung. Unaufhörlich sucht jener Batterieführer, gänzlich ungedeckt auf dem Höhenrande liegend, nach den feindlichen Batterien. Es ist nichts zu sehen. Aber er will seiner Schwesterwaffe den Weg nach vorwärts bahnen. Und schnell entschlossen ruft er: „Die Pferde!“ Er sitzt auf, die Batterie ist im Anmarsch. Als sie den Höhenkamm erreicht hat, gibt er, an der Spitze der Batterie, das Zeichen zum Galopp. Und wie auf dem Exercierplatz ziehen die Pferde an, alle Muskeln spannen sich, die Geschütze fliegen aneinander vorbei und marschieren nebeneinander auf. Alles arbeitet in fiebernder Eile, man hört das Klappen der Schutzhilde, schon arbeiten die Spaten, die Munition wird herbeigeschleppt, alles ist bereit. Die Gespanne verlassen die Stellung, die Pferde sind in Sicherheit. Und das war höchste Zeit. Denn kaum hatte die tapfere Batterie ihre Stellung eingenommen, als sie auch schon vom Feinde erkannt wurde. Wie mit einem Schlage hört das feindliche Artilleriefeuer auf. Man richtet sich auf das neue Ziel ein, und eine drei- bis vierfache Übermacht fiel nun über unsere Batterie her. Die aber kannte kein Wanken. Sie nahm, im heftigsten Granatregen stehend, den Kampf auf und sandte unaufhörlich ihr Feuer in die Stellungen, in denen die feindlichen Batterien vermutet wurden. Unsere Infanterie jubelte. Sie ging im Marsch-Marsch vor und erreichte ohne Verluste die jenseitigen Höhen, wo sie im

Sturm noch zahlreiche französische Geschütze nahm, die bis zuletzt gefeuert hatten. Als der Batterieführer von seiner Beobachtungsstelle sah, wie sich die feldgrauen Reihen da vorne mit frischen Sprüngen vorwärts bewegten, da wußte er, daß er ihnen dazu verholfen hatte. Und als ihm nach einigen Stunden von der Batterie durch Fernsprecher gemeldet wurde, daß die Verluste nur drei Leichtverwundete betrug, da gab er in seiner fröhlichen Weise als Tagesparole zurück: Die 4. Batterie hurra, hurra!

Unvergeßlich sind mit dem badischen Korps die Heldentaten verbunden, die seine Söhne in dieser großen Schlacht, an der Angehörige aller deutschen Stämme beteiligt waren, verrichtet haben. Die Namen von Nitting, Hessen, Hattigny, Fremonviller, Badonviller, St. Pole, Vaccarat und St. Barbe werden in der Geschichte der badischen Truppen für immer leben. Denn an diese Namen knüpfen sich die ruhmreichen Kämpfe jener Tage, Kämpfe, die nur ein Vorwärts kannten, die nur Sieg bedeuteten und in denen auch so mancher sein Grab gefunden hat.

Unvergeßlich sind auch jene Stunden, in denen wir uns der französischen Grenze näherten. Den ganzen Tag über war ein trauriges, trübes Regenwetter. Die Truppen lagerten auf der Chaussee, alles ruhte. Man lag auf Stroh oder auf der Erde, wie es gerade ging. Vor Müdigkeit nickte man überall ein. Vor uns ein tiefer, dunkler, regennasser Wald. Von Westen hallt ununterbrochen Kanonendonner herüber. Unsere Vorhut steht im Kampf. Schwere Artillerie sichert ihr Heraustreten

aus dem Walde und feuert unaufhörlich. Gegen 8 Uhr abends wird es schon dunkel, vorne wird es still, es kommen Meldungen, daß der Feind geworfen ist. Nun können wir weiter marschieren, nun betreten wir zum ersten Male französischen Boden, wir sollen zum erstenmal in einem französischen Dorfe Quartier beziehen. Alles ist genau vorher eingeteilt und befohlen, die Leute sind über ihr Verhalten gegenüber den Bewohnern, über Requisitionen, über Verpflegung und was sonst notwendig ist, belehrt. Es ist stockdunkle Nacht. Wir reiten zu dreien durch das stille Land. Kein Mensch, kein Laut, kein Ruf, alles ist wie tot. Wir kennen den Weg nicht genau, es ist niemand da, den man fragen kann. Wir reiten der Richtung nach, ins Dunkle, Ungewisse hinein. Jeden Augenblick glaubt man angerufen, überfallen, beschossen zu werden. Aber es hilft nichts: wir müssen schnell vor, wir müssen vor der Truppe im Ort sein. Unsere Pferde stolpern nur noch vor Müdigkeit, sie scheuen vor all den aufgequollenen Pferdekadavern, die am Wege verwesen, vor den zertrümmerten Automobilen, Bagagewagen, Sanitätswagen, die die schnelle Flucht des Gegners nicht miteinhalten konnten und nun in den Gräben liegen. Überall begleitet uns so Verwüstung und Grauen. Nach einstündigem Reiten erreichen wir das französische Dorf. Es ist darin alles tot und leer. Man wagt kaum, es zu betreten, man hat zu viel von den Franktireurs gehört. Aber es sind nur ein paar alte, harmlose Greise und Frauen zurückgeblieben. Sie sind furchtsam und verängstigt, man hat ihnen wohl viel Böses von uns erzählt.

Unsere ganze Division bivakirt in der Nacht bei diesem Dorf. Es ist kalt und feucht auf den Wiesen. Es beginnt ein stundenlanges Ordnen, Laufen, Suchen, bis jedes Pferd sein Heu und jeder Mann sein Essen hat. Es muß gehen und es geht. Bald sind die Lagerfeuer niedergebrannt, die letzten Leute kriechen unter ihre Zelte, über uns strahlt nach langer Zeit wieder einmal ein prächtiger Sternenhimmel und hält Wacht über die ungezählten Millionen, die sich hier gegenüber liegen, über Freund und Feind!

Dann kamen wieder sonnige Tage, an denen man klar beobachten konnte und an denen wir den Feind überall schlugen. Wir sahen verbrannte Dörfer, zerstossene Kirchen, Verwundete und Tote. Wir marschirten an französischen Batterien vorbei, die von unserer Artillerie in Grund und Boden geschossen waren. Um sie herum lagen in wüstem Chaos gedunsene Pferdeleiber, tote Kanoniere, zertrümmerte Ausrüstungsstücke und Tausende von abgefeuerten Kartuschen. So sah die Rückzugsstraße der französischen Armeen, so sah unsere Siegesstraße aus. Es kam der 25. August, jener schöne heiße Sommertag, wo unsere Batterien hinter den Höhen von Vaccarat in Stellung gingen und der Angriff auf die Kristallstadt begann. Das war hier ein wirkliches Schlachtenbild. Bei uns auf der Höhe stand der Divisionsstab mit vielen hohen Offizieren. Man sah die Stadt deutlich liegen, mit bloßem Auge erkannte man die Häuser und Kasernen. Überall blitzte es zwischen den Bäumen und Sträuchern auf, ein großartiges Artillerieduell war seit dem frühen Morgen im Gange. Die Stadt liegt zu beiden

Seiten der Meurthe, in einem Talkessel, rings von bewaldeten Höhen umgeben. Uns gegenüber, auf den jenseitigen Höhen, war die Rückzugsstraße der Franzosen deutlich zu sehen: wie eine Waldschneise hob sie sich in den Baumkronen ab. Diese Straße führte auf die Dörfer Ménil und St. Barbe, um die in den nächsten Tagen noch heiße Kämpfe entbrannten. Dieser Rückzugsweg mußte den Franzosen zur Hölle werden: unsere schweren und leichten Batterien hatten sich auf ihn eingerichtet und überschütteten ihn mit einem wahren Trommelfeuer. Inzwischen war aber auch unsere Infanterie nicht untätig gewesen. In einzelne Kolonnen aufgestellt, begann sie den Angriff auf die Stadt von mehreren Seiten. Nach einem mörderischen Kampfe, der auf allen Höhen, in den Straßen, in den Häusern tobte, gelang es um 12 Uhr mittags, in die Stadt einzudringen und sie zu nehmen. Da bot sich uns ein fürchterlicher Anblick. Die Stadt hatte durch die Beschießung schwer gelitten, aber es war nicht anders möglich gewesen, den Feind zu vertreiben, der sich überall festgesetzt hatte. Wir ritten an Häusern und Stadtteilen vorbei, die noch brannten und solche Glut und Hitze ausströmten, daß man nur im Trab an ihnen vorbeikam. Der Bahnhof, die Hotels, die Häuser mit ihren zerbrochenen Fenstern und zertrümmerten Mauern boten ein trauriges Bild. Überall tote und verwundete Franzosen. Den furchtbarsten Anblick bot die Meurthebrücke. Eine französische Kompagnie, die sich in der Kirche an der Brücke verborgen gehalten hatte, um unsere einrückenden Soldaten zu überrumpeln, war hier von einem unserer Maschinengewehre hingemäht

worden. Die ganze Kompagnie, an der Spitze ihr Hauptmann, hatte hier auf der Brücke den Tod erlitten. Französische Frauen und Mütter beugten sich über ihre toten Landsleute und nahmen ihnen die Erkennungsmarken ab. Wir blickten schauernd in die verzerren Gesichter. Es gab für uns keinen Aufenthalt und kein Besinnen. Da draußen macht einen der Tod hart und gleichgültig, man steht vor diesen Dingen wie vor einem unerforschlichen Ereignis.

Viel Blut ist um dieses Städtchen und in seiner Umgebung geflossen. Überall stießen wir auf Tote, auf den Kampffeldern, inmitten noch wogenden Kornes, oder hinter Strohmieten, wo sie nichtsahnend von der Kugel ereilt worden waren. Besonders erbittert wurde um die Dörfer St. Barbe und Ménil gefochten. Die ganzen Wälder waren von den Franzosen mit Drahtverhauen, Astversperrungen und allen möglichen Hindernissen durchsetzt. Hier mußte jeder Schritt erkämpft, um jede Geländewelle gerungen werden. Das Dorf Ménil kostete den Franzosen große Opfer. Als es von uns genommen war, hatte es durch das Hin- und Herwogen das Kampfes schon schwer gelitten. Nun erhielt es auch noch von den Franzosen täglich Feuer. Die Kirche war bald nur noch ein Trümmerhaufen, überall brannte es, und die furchtbaren Schrecken des Krieges blieben den wenigen Einwohnern, die sich von ihrem vernichteten Hab und Gut noch immer nicht trennen konnten, nicht erspart. Die in den Straßen kämpfenden Franzosen waren von unserer Artillerie gefaßt worden. Nun lagen sie zu Hunderten, fürchterlich verletzt und verstümmelt, in diesen öden Gassen

und vor den ausgebrannten Häusern, in denen das Grauen wohnte.

Am Dorfrand hatten die Franzosen in aller Eile Schützengräben ausgehoben. Da fanden wir in einer Linie etwa dreißig Gefallene vor, die durch unser Artilleriefeuer getötet waren. Stumm hatten sie ihre Pflicht für ihr Vaterland getan. Nun lagen sie hier, einsam und verlassen, und daheim warteten die Ihrigen auf Nachricht und werden nie erfahren haben, wo ihre Gatten oder Söhne ihre letzte Stätte gefunden haben. Wir ließen diese Toten in einem großen Massengrab begraben. Es war hohe Zeit dazu, denn die Sonne brannte heiß. Fast alle der Toten trugen um den Hals Amulette und kleine Kreuze, viele waren verheiratet und trugen ihre Eheringe. Bei einem blutjungen Burschen, er mochte wohl zwanzig Jahre sein, war der Tornister von einer Granate zerissen und der Inhalt lag verstreut um ihn herum, darunter auch Briefe. Ich hob einen davon auf. Es war eine zierliche Frauenhandschrift. Die Mutter schrieb an ihren Sohn ins Feld: „Wir denken immer nur an Dich, wie es Dir geht. Wir sind stolz auf Dich, daß Du bei Deiner Abreise so frohen Mut gezeigt hast, und ich weiß, mein Junge, daß es Dir daran auch in den schlimmsten Lagen nicht fehlen wird. Bleibe stark, auch wenn Dir der Kampf oft unerträglich erscheinen wird, und Du unter der Last, der Hitze, den Entbehrungen zusammenzubrechen drohst. Denke daran, daß es um die Größe Frankreichs geht, es geht um unser aller Glück. Wenn Du verwundet wirst, mein großer Junge, so suche alles zu überwinden, um zu uns zu gelangen. Ich will dann

mein Möglichstes tun, um Dich zu pflegen und wieder ganz gesund zu machen! Welch ein Wiedersehen gäbe das mit Dir, den ich so zärtlich liebe. Wir glauben bestimmt an den Sieg unserer tapferen Soldaten. Auch hier tut jeder seine Pflicht mit Begeisterung und Hingabe. Wir sind alle fest entschlossen, alles zu ertragen, um die Bandalen drüben ein für allemal zu vernichten.“ Der Brief ist zweifellos von echter Mutterliebe erfüllt und von einem starken Herzen geschrieben. So hat wohl auch manche deutsche Mutter an ihren Sohn geschrieben. Befremden muß uns aber doch der Schluß, in dem die Französin uns als Bandalen bezeichnet. Das lehrt uns wieder mit erschreckender Deutlichkeit, wie hoch die Wogen des Hasses schon damals in Frankreich gegangen sind, und daß man nie aufgehört hat, die Flammen der Rachsucht zu schüren und Erbfeindschaft gegen uns in alle Herzen zu säen. Der Brief war am 6. August 1914 geschrieben, als noch kaum ein Zusammenstoß stattgefunden und auch noch nicht die angeblichen Greuelthaten der deutschen Soldaten erfunden waren. Wir fragten uns damals auf dem Schlachtfelde immer wieder: Wie ist das nur möglich? Wie kann in zwei Kulturvölkern des 20. Jahrhunderts, die seit Jahrhunderten nebeneinander leben, so viel Unverständnis füreinander, so viel Verblendung und Ablehnung vorhanden sein? Es sind die Früchte jener Politik, wie sie in Paris seit Jahren in zügelloser Weise geübt wird, jener Hezarbeit einer tiefstehenden schamlosen Presse. Ihren Machenschaften hat Frankreich bisher Millionen seiner Söhne opfern müssen. Bei diesen Machthabern möge Frankreich einst auch

Rechenschaft fordern für das kostbare Blut, das seit jenen Augusttagen in französischer Erde versickert ist!

Die gleichen Ideen und Anschauungen hatte man auch in die französische Armee gepflanzt. Die Gefangenen fielen gänzlich verstört und verängstigt in unsere Hände, weil sie glaubten, bei uns sofort erschossen zu werden. In Ménil fanden wir zahlreiche verwundete Alpenjäger und führten sie auf Bauernwagen fort. Unterwegs wurden sie zutraulich und fröhlich, da unsre Sanitätsmannschaften ihnen Zigaretten gaben. Nun saßen sie plaudernd auf ihren Strohbindeln und lachten. Und ein Unteroffizier sagte ganz vergnügt: „Uns geht es gut, die Deutschen sind gar nicht so wild, wie man uns gesagt hat.“ Dabei brauchte er für „wild“ den Ausdruck „sauvage“!

Dann begannen jene Tage, wo wir da unten festlagen und die Aufgabe hatten, möglichst starke Kräfte des Feindes zu binden, die ersten Tage des Stellungskrieges, das Ausbauen von Stellungen und das Liegen in den Schützengräben, Tag und Nacht, bei Regen und Kälte, im steten Feuer der feindlichen Artillerie. Aber es ist nicht vergeblich gewesen, denn es ermöglichte unsern Armeen im Norden, ihren Vormarsch durch Belgien und weit nach Frankreich hineinzutragen. All ihre Heldentaten, der Fall von Namur, Brüssel, Maubeuge, dann Hindenburgs Siege im Osten, wurden uns telegraphisch gemeldet und bis in die vordersten Linien mitgeteilt, wo sie mit dem freudigsten Beifall aufgenommen wurden. Das half auch dazu, die schweren Stunden und Tage von Ménil zu ertragen, die mit die blutigsten waren,

die wir in diesem ersten Monat erlebt hatten. Das waren Tage und Nächte des Grauens, das war ein unaufhörliches Sterben; die meisten vorne waren damals mit ihrem Leben fertig, sie hatten abgeschlossen. Unaufhörlich krachten die französischen Granaten, und die herstehenden Schrapnell's sausten pfauchend über die vorderen Gräben. Sie trafen nicht, aber sie fraßen an den Nerven der Verteidiger, die in diesem wilden Tanze ausharren mußten. Damals entstanden von einem Musketier Dahinter über dieses unüberwindliche Standhalten ergreifende Verse. Er schrieb sie im Schützengraben auf einen Fegen Papier. Sie sind so wahrhaft echt und wirken so erschütternd, weil der Tod an diesem Soldaten schon tausendmal vorbeigeschritten war. Bei Ménil hat er ihn noch verschont, anfangs November bei La Bassée hat er seine Schwingen über ihn gebreitet. Die Verse lauten:

Und werde ich siebzig und werde ich mehr,
Das eine vergesse ich nimmermehr:
Im Schützengraben hinter Ménil
Da lagen wir hundert Stunden still.
Und durften nicht vorwärts, nicht ran an den Feind,
Wir hatten es nicht zu ertragen gemeint.
Und wenn die Granate uns pfeifend umbrüllt,
Mit Erdreich halb uns der Graben gefüllt,
Dann mußten wir liegen still und gebückt,
Wir haben die Gewehre fest an uns gedrückt,
Die Finger in ohnmächtiger Wut geballt,
Und dachten, kommt der Befehl nicht bald,
So brechen wir vor, komme was mag —
Und warteten doch bis zum vierten Tag.
Oft, wenn die Geduld schon zu brechen schien,
Hielt uns nur die eiserne Disziplin.

Wir haben gewartet hundert Stunden
Und haben geblutet aus gleich vielen Wunden.
Daß der Hunger an unseren Kräften genagt,
Danach hat keiner weiter gefragt.
Nur eins das Herz schier zerrissen uns hat,
Wenn ein Sterbender stammeind um Wasser bat,
Und wir konnten den brennenden Durst ihm nicht stillen,
Den letzten sehenden Wunsch nicht erfüllen,
Alle Feldflaschen leer, keinen Tropfen mehr.
Und werde ich siebzig und werde ich mehr,
Das eine vergesse ich nimmermehr!

